

Über das Buch

Das Buch thematisiert wirtschaftliche, soziale, politische, ökologische und kulturelle Aspekte der Globalisierung. Die Beiträge gehen auf eine Vortragsreihe zurück, die das deutschsprachige Departement für Sozialarbeit und Sozialpolitik an der Universität Fribourg veranstaltet hat. Sie veranschaulichen den Unterschied zwischen Globalismus und Globalität. Während die ökonomistische Weltmarktdominanz eine gewinnträchtige Konsumkultur anstrebt, fördert die weltgesellschaftliche Offenheit den kulturellen Austausch und den sozialen Ausgleich.

Ueli Mäder / Claus-Heinrich Daub (Hg.)

Soziale Folgen der Globalisierung

Über die Herausgeber

Ueli Mäder ist Professor für Soziologie an der Universität Basel und an der Hochschule für Pädagogik und Soziale Arbeit beider Basel. Claus-Heinrich Daub ist Professor für Marketing an der Fachhochschule Nordwestschweiz Aargau und Lehrbeauftragter für Soziologie an der Universität Basel.

edition gesowip
Basel 2004

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei Der Deutschen Bibliothek
erhältlich

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Cataloguing-in-Publication-Data
A catalogue record for this publication is available from Die Deutsche
Bibliothek

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten
© 2004 by edition gesowip, Basel/Switzerland
Herstellung: SDL, Berlin

Printed in Germany

ISBN 3-906129-13-6

Inhalt

Vorwort.....	7
<i>Ueli Mäder</i> Soziale Konsequenzen der Globalisierung.....	9
<i>Allessandro Pelizzari</i> Soziale Folgen der Globalisierung: Welthandel und Finanzmärkte....	31
<i>Christoph Stückelberger</i> Selektive Globalisierung – eine wirtschaftsethische Perspektive.....	49
<i>Christoph Maeder</i> Die Gouvernamentalität des New Public Management.....	67
<i>Markus Ritter</i> Konfliktstrategien – wenn die Ressourcen knapp sind	81
<i>Claus-Heinrich Daub</i> Die Interdependenz ökonomischer, ökologischer und sozialer Nachhaltigkeitsziele	97
<i>Yahya Hassan Bajwa</i> Was interkultureller Dialog mit dem Islam bedeuten könnte	119
<i>Petra Leuenberger</i> Ausländerfreundlichere Schweiz? Anzeichen eines Meinungswandels bei den Stimmberechtigten?.....	141
<i>Regula Renschler</i> Fünf Internet-Geschichten aus Afrika.....	151

<i>Annemarie Sancar</i>	
Migration und nationalstaatliche Irritation.....	163
<i>Dagmar Domenig</i>	
Transkulturelle Kompetenz im Gesundheitsbereich	179
<i>Rebekka Elret</i>	
Geteilte Welt. Migration und Stadtentwicklung in Basel.....	189
<i>Zeynep Yerdelen Fanti</i>	
Strategien zur Selbstverortung der Migrantinnen in Europa	197
Autorinnen und Autoren.....	209

Ueli Mäder

Soziale Konsequenzen der Globalisierung

Ich gehe in meinem Beitrag thesenartig auf soziale Folgen der Globalisierung ein, skizziere mögliche Perspektiven und veranschauliche die Globalisierungsdebatte am Beispiel des Ferntourismus. Unter Globalisierung verstehe ich die zunehmende weltweite Verflechtung: wirtschaftlich, gesellschaftlich, politisch, kulturell. Die früher vorwiegend geographisch, dann ökonomisch verstandene Globalisierung beinhaltet mehr als die räumliche Ausdehnung, wirtschaftliche Internationalisierung und transnationale Vernetzung. Sie eröffnet politische Perspektiven und ein sozial-kulturelles Gesellschaftsbild, das über die lokale, nationale oder territoriale Sichtweise hinaus reicht.

1. Ausmass und Kennzeichen der Globalisierung

Globalisierung ist ein wichtiges Modewort, aber kein neues Phänomen. Europäische Mächte kolonisierten während den vergangenen 500 Jahren über vier Fünftel der Erdoberfläche. Rasant zugenommen hat das Ausmass der weltwirtschaftlichen Verflechtung. Das Welt-handelsvolumen wächst seit Jahrzehnten stärker als die Produktion von Gütern. Während den 1990er-Jahren nahm der Welthandel von rund 2 auf 6 Billionen US-Dollar zu. Die Finanzströme erhöhten sich im selben Zeitraum von 20 auf über 300 Billionen US-Dollar. Die Mobilität des Kapitals gilt als Kennzeichen der Globalisierung. Hinzu kommt die Mobilität der Menschen. Mit ihr ist primär das flexible Verhalten auf dem internationalisierten Arbeitsmarkt gemeint. Millionen von Menschen brechen allerdings auf, weil sich ihre Lebenslagen durch wirtschaftliche Einbussen oder durch die Belastung der Umwelt verschlechtert haben. 15 Millionen befinden sich zudem aus politischen Gründen (ausserhalb ihres Landes) auf der Flucht.

Rund drei Viertel des Welthandels entfallen auf die so genannten „Industrieländer“, ein Viertel auf die „Entwicklungsländer“. Insgesamt konnten diese seit Anfang der 1990er Jahre ihren Anteil am Welthandel leicht erhöhen. Die Wachstumssteigerung konzentriert sich jedoch fast hälftig auf die Länder Hongkong, Malaysia, Singapur, Südkorea, Taiwan, Thailand, Brasilien und Mexiko. Der Anteil der süd- und mittelamerikanischen Staaten ist leicht gesunken, jener der afrikanischen Staaten sogar stark. Er halbierte sich während der letzten Dekade auf knapp zwei Prozent. Der Anteil der armen Länder am stark gewachsenen Welthandelsvolumen hat zwischen 1994 und 2000 um mehr als die Hälfte abgenommen (Strahm 2003, 9): Während dieser Zeit sank der Anteil Afrikas von acht auf zwei Prozent, derjenige Lateinamerikas von elf auf fünf Prozent. Die 49 ärmsten Entwicklungsländer fielen von rund einem Prozent auf 0,4 Prozent zurück. Bei den Investitionen zeigt sich ein ähnliches Bild. Ich komme damit zu meinen Annahmen.

Meine *erste These* lautet: Der Welthandel und die Finanzströme sind zentrumsorientiert. Das relativiert die Globalisierung, die weite Bevölkerungsteile ausklammert. Auch die Migration ist mittlerweile auf die wirtschaftlichen Zentren ausgerichtet. Früher führte sie vorwiegend in menschenarme Gebiete.

Zu den wichtigen Merkmalen des Welthandels gehören die Veränderungen der „Terms of Trade“. Während die Preise für industriell gefertigte Güter tendenziell steigen, sinken im Vergleich dazu jene für Rohstoffe und Primärgüter - im Vergleich. Weil sich die Austauschbedingungen verschlechtern, erzielen viele Entwicklungsländer mit mehr Exporten weniger Erlös. Die durchschnittlichen Rohstoffpreise sind heute wesentlich niedriger als vor zehn Jahren. Sie bewegen sich um den Tiefstwert der Dreissigerjahre des zwanzigsten Jahrhunderts. Zudem sinkt die Bedeutung der Rohstoffexporte. Einzelne „Entwicklungsländer“ vermögen allerdings ihre Exportanteile auch an verarbeiteten Produkten zu steigern. Noch erzielt aber der afrikanische Kontinent seine Devisen mehrheitlich mit der Ausfuhr von Kaffee- und Kakaobohnen, Kupfer und Öl.

Im Jahr 1980 mussten für ein Schweizer Sackmesser 4,2 Kilogramm Kaffeebohnen exportiert werden, 1990 schon 6,9 Kilo und 2001 bereits

10,5 Kilo. Seit 1990 stagniert die Zahl der rund 1,2 Millionen Menschen, die mit weniger als einem Dollar pro Tag auskommen müssen. Mit 272 Milliarden Dollar überstiegen im Jahr 2001 allein die zurück strömenden Kapitalerträge sämtliche Kapitalzuflüsse (Entwicklungshilfe, Privatkapital, etc.) um 32 Milliarden. Die Rückflüsse zur Schuldenentilgung sind dabei noch nicht berücksichtigt.

Die Liberalisierungspolitik der Welthandelsorganisation (WTO) orientiert sich weitgehend an den Interessen der Konkurrenzstarken, die um die Hegemonie wetteifern. Die verschärfte Standortkonkurrenz zwischen den reichen Zentren erhöht den Rationalisierungsdruck in den industrialisierten Ländern. Mit nichttarifären Handelshemmnissen behindern diese weiterhin die Integration südlicher Länder durch strenge Sicherheit-, Gesundheit- und Umweltstandards. Die erhöhten Anforderungen sind insbesondere im Umweltbereich sehr sinnvoll, aber für arme Staaten schwierig einzuhalten, wobei die erhöhten Umweltbelastungen primär in den reichen Industrieländern anfallen.

Ein Fünftel der Menschen in Industrieländern verbrauchen vier Fünftel der Weltenergie. Nach wie vor verbraucht eine Person, die in den Vereinigten Staaten lebt, durchschnittlich etwa gleich viel Energie (auf Erdöl umgerechnet) wie zwei Personen in Deutschland, 2,2 in der Schweiz, 9 in China, 17 in Indien oder 58 in Bangladesh. (Strahm ebd.) Der Treibhauseffekt und die Erwärmung der Erdoberfläche lassen den Meeresspiegel ansteigen. Sie zwingen Millionen von Menschen zur Migration. Theorien der Modernisierung nehmen an, dass der Wohlstand allmählich ins „Hinterland“ sickert. Doch der erhoffte Effekt lässt auf sich warten.

Meine *zweite These* lautet: Der ungleiche Austausch und globale Marktbeschränkungen bescheren den „Entwicklungsländern“ erhebliche Verluste.

Die Vereinten Nationen (UN) veranschlagen die Verluste, die „Entwicklungsländer“ wegen dem ungleichen Tausch erleiden, auf mindestens 500 Milliarden US-Dollar pro Jahr. Die so erwirkte Verschlechterung der Lebenslage ist auch ein Grund, weshalb viele Menschen zu den reichen Zentren aufbrechen. Die Investitionen verlagern sich in produktionsbezogene Dienstleistungen und kapital- bzw. technologieintensive Branchen. Sie gehen allmählich über während den

1970er Jahren getätigten Billiglohnverlagerungen hinaus. Einzelne „Entwicklungsländer“ werden damit mehr in die globale Produktion einbezogen. Sie begnügen sich nicht länger damit, Rohstoffe zu exportieren und industriell gefertigte Güter zu importieren.

2. Ursachen der Globalisierung

Als Ursachen der Globalisierung werden häufig die Konsumlust auf Kaffee, Bananen und Reisen erwähnt. Hinzu kommen die günstigen Transportkosten. Sie steigern die Mobilität. Wichtig sind auch die neuen Technologien im Kommunikationsbereich. Die Globalisierung ist stark von den Bedürfnissen der „Industrieländer“ geprägt. Zunächst benötigte Europa Rohstoffe für die Industrialisierung, dann Absatzgebiete für industriell hergestellte Güter, später Investitionsmöglichkeiten zur optimalen Verwertung überschüssigen Kapitals, schliesslich Erholungs- und Therapieräume für industriell geschädigte Menschen. Auf diese letzte Funktion von „Entwicklungsländern“ gehe ich in einem Exkurs am Schluss des Artikels ein. Öfters erhalten Reisende in ihrem Urlaub in Übersee übrigens subventionierte Agrarexportprodukte aus Europa vorgesetzt, die lokale Angebote verdrängen. „Die eigenen Hühner sind besser, aber die tiefgefrorenen aus Holland sind billiger.“ So bringt eine Senegalesin (TV DRS 1, „10 vor 10“, 12.9.2003) diesen Mechanismus auf den Punkt.

Wirtschaftspolitisch fällt bei der Globalisierung der Rückgang der Systemkonkurrenz ins Gewicht. Der Fall der Berliner Mauer (1989) hat einen gewaltigen Liberalisierungsschub ausgelöst. Das Kapital dringt nun ungehinderter dorthin, wo die kurzfristigen Verwertungsmöglichkeiten möglichst günstig sind. Das Aufbrechen der Grenzen verlagert Kapitalströme in Richtung des ehemaligen Ostblocks. Die Öffnung der Grenzen führt zu neuen Schliessungstendenzen gegenüber südlichen Ländern. Die Liberalisierung der Finanzmärkte wurde bereits Anfang der siebziger Jahre durch das Ende des Dollars als Reservewährung und die Aufhebung der Konvertibilität in Gold gefördert (Dahrendorf 1998, 44).

Entscheidend ist die Zunahme der weltweiten Konkurrenz. Sie ist sowohl eine Folge als auch eine sich verselbständigende Ursache der

Globalisierung. Das Epizentrum der Macht hat sich in den letzten Jahrzehnten von Europa aus westwärts über die USA in den asiatischen Raum nach Japan verlagert. Die Etablierung mehrerer Zentren verschärft die internationale Rivalität um Standortvorteile. Das ist auch ein Hintergrund des Projektes der Europäischen Union (EU). Die bessere Erschliessung der Binnenmärkte und der Abbau innerer Zollschranken sollen Kräfte freisetzen, um sich auf dem globalen Parkett besser behaupten zu können.

Die wirtschaftliche Konkurrenz führt indes dazu, die Umweltbelastung zu vernachlässigen. Nach Angaben der Vereinten Nationen könnten der Treibhauseffekt und die Erwärmung der Erde den Meeresspiegel soweit ansteigen lassen, dass in wenigen Jahrzehnten weitere 300 Millionen Menschen ihre Heimat verlassen müssen.

3. Folgen der Globalisierung

Die Globalisierung verändert die Welt. Ich erwähne zunächst die Folgen in den industrialisierten Ländern, dann die in den „Entwicklungsländern“.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebten in Westeuropa breite Bevölkerungskreise materielle Verbesserungen. Das änderte sich teilweise mit den rezessiven Einbrüchen der siebziger Jahre. Die Verschärfung der Konkurrenz steigert die Rationalisierung der Produktion. Die Ersetzung menschlicher Arbeitskraft durch Maschinen erhöht die Erwerbslosigkeit. Das ist zwar keine zwangsläufige Folge, aber eine, die sich unter einseitigen Verteilungsbedingungen ergibt. Ähnlich verhält es sich bei der Lohnentwicklung. Trotz Produktivitätszunahme halten Teile der unteren Löhne mit dem Anstieg der Lebenshaltungskosten für Nahrung, Miete und Gesundheit nicht Schritt. Hinzu kommt der Wandel der Lebensformen. Die Zahl der Haushalte mit armutsgefährdeten Alleinlebenden und Alleinerziehenden nimmt stark zu. Das relativ gute System der sozialen Sicherung geht in der Schweiz von Voraussetzungen aus, die je länger desto weniger zutreffen. Wir haben weder Vollbeschäftigung, noch existenzsichernde Einkommen. Die klassischen Familienhaushalte nehmen ab, die so genannten Normalbiographien entstandardisieren sich und die Kluft zwischen

den reichsten und ärmsten zehn Prozent der Bevölkerung vergrössert sich; dies sowohl bei den Einkommen als auch bei den Vermögen. 3 Prozent der privaten Steuerpflichtigen verfügen in der Schweiz über gleichviel steuerbares Nettovermögen wie die restlichen 97 Prozent (Mäder/Streuli 2002).

In den „Entwicklungsländern“ sollte die zentrumsorientierte Modernisierung einen Durchsickerungseffekt ins Hinterland erzielen, wie alte Modernisierungstheorien besagen. Doch die erhoffte Entwicklung lässt vielerorts auf sich warten. Positiv ist immerhin, dass immer mehr Kinder die Grundschule besuchen. Seit 1960 hat sich die Sterblichkeitsrate der Kinder - trotz Rückschritten in einzelnen Regionen - halbiert. Nach wie vor hapert es aber mit der Verteilung wichtiger Güter.

800 Millionen Menschen sind unterernährt, obwohl fast ein Kilogramm Getreide pro Person und Tag vorhanden sind. Seit 1950 haben sich die Konsumgüter versechsfacht. Ihr Wachstum übersteigt jenes der Bevölkerung. Der grosse Konsum fällt gleichwohl in den Zentren an. Dort lassen sich auch die höchsten Steigerungsraten nachweisen. Jährlich werden in Europa über hundert Milliarden US-Dollar für Alkohol ausgegeben (Die Zeit, 10.9.1998). Ein Viertel dieses Betrages (oder 3,5 Prozent der Rüstungsausgaben) würden ausreichen, um weltweit die elementarsten Bedürfnisse zu decken. Laut den Vereinten Nationen bräuchte es vordringlich sechs Milliarden Dollar für Bildung, neun Milliarden für Wasser und sanitäre Einrichtungen, dreizehn Milliarden für Gesundheit und Ernährung. Wenn in China alle Erwachsenen wöchentlich eine Flasche Bier mehr trinken wollten, bräuchte es dazu das gesamte Weizenaufkommen von Deutschland. Insgesamt verfügen rund zwanzig Prozent der Menschen, die in westlichen Industrieländern leben, über vier Fünftel des weltweiten Bruttosozialproduktes (BSP). Drei Milliarden Menschen haben weniger Einkommen als 1,5 Dollar pro Tag. 450 private Milliardäre verfügen über gleichviel Geld, wie die Hälfte der Erdbevölkerung. Eine geringfügige Zinssumme würde ausreichen, um die existentiellen Bedürfnisse zu sichern. (Monde diplomatique, Nr. 11/1998) Karl Marx und Friedrich Engels hofften in ihrem Kommunistischen Manifest (1848) auf die progressive Wirkung des Kapitals. Es sollte die feudale Aristokratie entmachten. Heute scheint sich eine neue Form der Feudalisierung zu vollziehen.

Meine *dritte These* lautet: Die Globalisierung führt zu einer Refeudalisierung der Besitzverhältnisse.

Refeudalisierung bedeutet auch Entsolidarisierung. Wenn die Konkurrenz gross- und die Solidarität kleingeschrieben wird, wenn die grosse Freiheit vorwiegend die Freiheit der Grossen meint und jene der Kleinen einschränkt, dann ist der soziale Zusammenhalt gefährdet. Der wirtschaftsfreundliche Soziologe Ralf Dahrendorf (1998, 51) befürchtet, dass die Globalisierung „den Zusammenhalt von Bürgergesellschaften beeinträchtigt, in denen der demokratische Diskurs gedeiht“, und die Institutionen der Demokratie durch konsequenzlose Kommunikation zwischen atomisierten Individuen ersetzt. Laut Ekkehardt Launer (2001, 1) ist das gesamte Bruttosozialprodukt aller schwarzafrikanischen Staaten genauso hoch wie das Vermögen der fünfzehn reichsten Menschen der Welt.

Meine *vierte These* lautet: Die Globalisierung gefährdet den sozialen Zusammenhalt.

Transnationale Konzerne und Finanzströme entziehen sich dem staatlichen Korrektiv. Staaten geraten in ruinöse Standortwettkämpfe untereinander. Wer Dumping betreibt und Umweltschäden zulässt, scheint davon zu profitieren. Wenn Staaten jedoch anfangen, selber wie Unternehmen zu funktionieren und steuergünstige Nischen in andern Ländern auszunutzen, dann laufen sie Gefahr, dass sie, um das Loch von heute zu stopfen, für morgen einen Abgrund aufreissen. Wir sind mit einem Prozess konfrontiert, der - wie der französische Soziologe Bourdieu (1997, 207/369) feststellt - womöglich eine Zivilisation zerstört, die mit der Entstehung des Staates, dieser entschieden modernen Idee, verbunden ist.

Der Westfälische Frieden ersetzte vor gut 350 Jahren die mittelalterliche Herrschaftsordnung durch ein neues System von Prinzipien, welche die internationale politische Landschaft seitdem prägen. Das Territorialprinzip gewährt fixe Grenzen, das Souveränitätsprinzip ein staatliches Gewaltmonopol, das Legalitätsprinzip ein verbindliches Vertragswesen. Die Globalisierung gefährdet diese demokratischen Sicherheiten.

Meine *fünfte These* lautet: Die Globalisierung schwächt (national-)staatliche Einrichtungen.

Die Aufweichung demokratischer Prinzipien führt zu einer Verunsicherung, die den Ruf nach einer starken Hand erhöht. Je komplexer die gesellschaftlichen Strukturen werden, desto grösser ist die Verlockung, zu simplifizieren statt zu differenzieren. Heute handeln, morgen denken, heisst das gefährliche Muster der Flucht nach vorn. Sie ist die Kehrseite des isolationistischen Rückzugs. „Ein Jahrhundert des Autoritarismus ist keineswegs die unwahrscheinlichste Prognose für das 21. Jahrhundert“, fürchtet Ralf Dahrendorf (1998, 52).

Meine *sechste These* lautet: Die Globalisierung verhilft autoritären (Gegen-) Strömungen zu neuem Auftrieb.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, wie sich die Selbstkritik am neoliberalen Globalisierungsverständnis häuft. „Neoliberale Lehren entzaubert“, titelt „Die Zeit“ (1.12.1998). Viele „Chicago Boys“ würden die Bühne verlassen, irritiert über das, was sie selber angerichtet hätten.

Jefferey Sachs räumt ein, dass die rasche Liberalisierung der Finanzmärkte ein grosser Fehler war und es wieder mehr staatliche Kontrolle brauche. (Die Zeit, 17.9.98) „Die Wandlungen des Jeffrey Sachs“, titelt Uwe Jean Heusner (2003, 25) und beschreibt, wie der frühere Schocktherapeut heute Geld für Afrika sammelt. Sachs begründet dies auch damit, dass die ärmsten Länder teilweise unverschuldet in die Misere geraten seien; beispielsweise wegen Krankheiten (Malaria) und klimatischen Gründen. Sachs hält die Industrieländer dazu an, endlich die versprochenen 0,7 Prozent der Wirtschaftsleistung für die Entwicklungshilfe zu bezahlen. Er kritisiert die Vereinigten Staaten, die 100 Milliarden Dollar für den Krieg und 200 Milliarden für Steuersenkungen ausgeben und dann angeblich kein Geld mehr für die bitter nötige Entwicklungshilfe haben. Sachs kritisiert auch den Internationalen Währungsfonds, der auf allgemeine Standardrezepte setze und die von John Maynard Keynes beschriebenen Zusammenhänge von Wirtschaft und Politik ignoriere. Das sind neue Töne.

Auch George Soros, der mit seinen spekulativen Finanzgeschäften zum Milliardär geworden ist, warnt vor einem Laisser-faire-Kapitalismus, der die Zukunft unserer Gesellschaft gefährde. Gerechtigkeit ist in der Tat keine Antithese zur Freiheit, sondern vielmehr ihre Voraussetzung. Politisch Liberale weisen seit geraumer Zeit darauf hin.

Interessant und zwiespältig sind die Gegenteilstendenzen zur Globalisierung. Einerseits kommt es zu neuen Formen eines bornierten Provinzialismus, Nationalismus, Fundamentalismus und Weiter-so-Traditionalismus (Dahrendorf 1998, 50); andererseits zu einer wirtschaftlichen Regionalisierung und zu einer Renaissance lokaler Gemeinschaften, die nicht rückwärts gewandt sind. In Europa wächst der innere Handel stärker als der äussere. In Afrika ist der Binnenhandel allerdings rückläufig.

Kontrovers beurteilt wird, wie sich die neuen Kommunikationsmittel auf die Demokratisierung auswirken. Die einen kritisieren den passiven Konsum und die Uniformierung durch eine McDonaldisierung, was die Partizipation lähme. Andere nehmen an, dass die grössere Transparenz dank Information, die bessere Vernetzung sozialer Bewegungen und die erweiterten Bildungsmöglichkeiten die Beteiligung und den sozialen Zusammenhalt fördern.

Kontrovers wird auch die psychologische Wirkung der Globalisierung beurteilt. Modernisierungstheorien betonen die Aufbruchstimung. Lange Zeiten der Stabilität führen zu Rigidität, lautet ein Bedenken. Dependenztheorien kritisieren hingegen die einseitigen Abhängigkeiten von mächtigen Wirtschaftszentren. Sie monieren, dass die Globalisierung Menschen entmutigt und als Objekte behandelt. Als Beispiel dient die Zwangs-Mobilisierung durch Flexibilisierung. In den USA gehört es zur gewöhnlichen Erwerbsbiographie einer Person mit zweijährigem Studium, elfmal den Arbeits- und Wohnort zu wechseln (Sennett 1998). Die „flexible Persönlichkeit“ muss Kontinuität verabschieden und Risiken stets als Chance betrachten, auch wenn derzeit vier Fünftel der Stellenwechsel mit einem Abstieg verbunden sind. Recht unterschiedlich wird auch die motivationspsychologische Bedeutung der Globalisierung beurteilt.

Das Bewusstsein, dass Tschernobyl sogar unser Gemüse betrifft und der Treibhauseffekt Milliarden kostet, erhöht laut dem Soziologen Ulrich Beck (1998) die Bereitschaft zum Handeln. Täter/innen realisieren, von den Folgen ihres Tuns eingeholt zu werden. Der Smog kennt

keine Grenzen. So lautet der Kerngedanke. Andere argumentieren, dass das „Fünf vor zwölf-Bewusstsein“ eine „no future“-Haltung verbreite. In der Basler Armutsstudie (Mäder et al. 1991) haben wir festgestellt, wie Menschen, die mit dem Rücken zur Wand stehen, oft wenig Kraft haben, um sich für ihre eigenen Interessen einzusetzen. In einer individualisierten Gesellschaft lasten sich viele Benachteiligte selber an, was gesellschaftlich verursacht ist. Der Druck von oben intensiviert das Treten nach unten. Damit verhärten sich bestehende Gegensätze.

Zusammengefasst: Die Globalisierung kurbelt das wirtschaftliche Wachstum an und schwächt das Gewicht nationaler Volkswirtschaften. Die Wirtschaft ist immer weniger Volkswirtschaft. Politisch mindert die Globalisierung die staatliche Steuerungsfähigkeit. Sie erhöht jedoch - trotz trauriger Gegenbeispiele - durch Denationalisierung die weltweiten Friedenschancen. Die Globalisierung verstärkt die sozialen Gegensätze und Differenzierungsprozesse. Sie erweitert die kulturelle Vielfalt, was die gegenseitige Toleranz fördern kann, weil das Andere selbstverständlicher wird. Kulturen sind jedenfalls nicht mechanisch und monolytisch voneinander abgrenzbar. Afrika gibt es auch in der Karibik. Die gängige Globalisierung ist, was nicht sein muss, weder sozial- noch umweltverträglich. Sie widerspricht dem kategorischen Imperativ, der uns dazu anhält, so zu handeln, wie wir behandelt werden möchten.

4. Eine andere Globalität

Die erwähnten sozialen Folgen der Globalisierung ergeben sich nicht zwangsläufig. Sie sind kein Naturgesetz, sie werden produziert. Alternativen drängen sich auf. Dies im Sinne einer positiven Globalität. Ich skizziere mögliche sozio-ökonomische und sozio-politische Entwicklungsansätze.

Was den eingangs erwähnten Warenhandel betrifft, standen sich bislang drei Strategien gegenüber. Die eine plädiert für eine Integration der „Entwicklungsländer“ in eine stark liberalisierte Weltwirtschaft. Die zweite tritt für eine Neue Weltwirtschaftsordnung ein. Sta-

bilisierte Rohstoffpreise und Rohstoffkontingente sollen den Anteil des Südens am Weltmarkt vergrössern. Sie sollen auch verhindern, dass die Starken stärker und die Schwachen schwächer werden. Die dritte Entwicklungsstrategie zielt auf Dissoziation (Abkoppelung) ab. Sie empfiehlt den einseitig abhängigen Ländern, sich vom Weltmarkt zu lösen und sich zunächst darauf zu konzentrieren, die eigenen Produktivkräfte zu entfalten. Inzwischen hat die Globalisierung zu einer unfreiwilligen Abkoppelung vieler „Entwicklungsländer“ geführt. Ob es den abgeschobenen Ländern unter diesen Umständen gelingt, eine positive Eigenständigkeit zu entwickeln und die Not in eine Tugend zu verkehren, ist höchst fraglich.

Ich schlage auf der globalen Ebene einen selektiven Welthandel zu indexierten Preisen vor. Wenn die Preise für industriell gefertigte Güter steigen, sollen auch jene für Rohstoffe und Primärgüter angehoben werden. Der Einwand, damit vorwiegend die einheimischen Eliten zu begünstigen, trifft vereinzelt zu. Er darf aber nicht zur Ausrede verkommen, um ungerechte Preise zu rechtfertigen.

Regional plädiere ich für eine bessere Auffächerung der Produktion und für eine komplementäre Binnenorientierung, lokal für eine Förderung genossenschaftlicher Zusammenschlüsse. Die viel gepriesene „Hilfe zur Selbsthilfe“ erfordert allerdings eine gute soziale Infrastruktur. Sie ist wichtig, damit die eigenen Anstrengungen zum Tragen kommen und Armutsgefährdete nicht sich selbst überlassen bleiben. Dabei gilt es auch, die landwirtschaftliche und gewerbliche Entwicklung gut miteinander zu verknüpfen. So lassen sich vorhandene Ressourcen besser berücksichtigen.

Was einen faireren Devisenhandel ausmachen könnte, zeigt der Vorschlag der Tobin-Steuer. Weltweit werden täglich 1,3 Billionen US-Dollar umgesetzt. Mit einer geringfügigen Besteuerung der globalen Devisentransaktionen liessen sich öffentliche Aufgaben wie Umweltschutz, Entwicklungshilfe und die Arbeit der Vereinten Nationen finanzieren. (EPD, 1/1997) Bei der Armutsbekämpfung sind beispielsweise Spar- und Kleinkreditsysteme bedeutend. Sie unterstützen sozial Benachteiligte, die keinen Zugang zu kommerziellen Krediten haben. Im Vordergrund stehen Investitions- und nicht Konsumkredite.

Eine Untersuchung, die von der Schweizer Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) unterstützt wurde, hat über tausend Institutionen ausfindig gemacht, die in Afrika, Asien und Latein-

amerika Kleinkredite vergeben. Ein Fünftel von ihnen hat dreizehn Millionen Menschen und Gruppen sieben Milliarden US-Dollar zur Verfügung gestellt. Die meisten Zusammenschlüsse sind Kreditgenossenschaften, Sparkassen und Nichtregierungsorganisationen (NGOs) im Süden, die nicht gewinnorientiert arbeiten. Die Mehrzahl der Kredite der NGOs werden an Frauen gegeben, so etwa für den Aufbau einer Kleintierhaltung. Die Rückzahlungsquote ist bei Mikrofinanzsystemen ausserordentlich gut. Bei den geförderten Kleinunternehmen ist ein hoher Beschäftigungseffekt nachweisbar. (Stückelberger 1998)

Was die politisch-gesellschaftliche Dimension der Globalisierung betrifft, beschreibt Jürgen Habermas, wie die „postnationale Konstellation“ (1998) den sozialstaatlichen Kompromiss gefährdet. Typologien einer „Transnationalen Demokratie“ (Anthony McGrew 1998, 407) unterscheiden Ansätze einer zentral-demokratischen Weltordnung mit Beschlüssen, die universal gelten, von einem liberal-demokratischen Internationalismus und Pluralismus, der an Bestehendes anknüpfen und die Vereinbarungen zwischen Organisationen und Staaten ausweiten will. Ein weiterer Ansatz stellt die kommunitaristische Gemeinschaftsorientierung dar. Sie zielt darauf ab, zivilgesellschaftliche Einrichtungen zu stärken.

Ich bin, was die globale Ebene betrifft, für keine Weltregierung, die alles im Griff hat, unterstütze aber eine Stärkung der UNO und gemeinsamer Menschenrechte. Politisch bleiben die Nationalstaaten nach meiner Einschätzung, trotz Aufweichung der Grenzen, noch lange erhalten. Wichtig ist hierbei die sozialstaatliche Orientierung und Harmonisierung. Dies gilt weltweit, nicht nur für die Anpassung der unterschiedlichen europäischen Systeme. Eine Überwindung sozialer Desintegration nutzt auch der Wirtschaft. Verteilungsgerechtigkeit erhöht die ökonomische Effizienz. Eine bessere Verteilung der Arbeit fördert die soziale Integration. Eine Ausweitung und Pauschalisierung der Grundsicherung hilft, unterschiedlichen Lebenslagen und der Pluralisierung der Lebensstile besser gerecht zu werden. Wer ins Wasser fällt und erst bürokratisch aufwändig nachweisen muss, unterstützungsberechtigt zu sein, erhält die Hilfe je nachdem zu spät.

Wenn nun, was die soziale Sicherung betrifft, im Rahmen des neoliberalen Diskurses immer häufiger eine Abkehr von der „monetären Monokultur“ gefordert wird, so gilt es zu beachten, dass es die zivil-

gesellschaftliche Option schon lange gibt. Kommunitaristische Anstrengungen können durchaus in der Lage sein, den sozialen Zusammenhalt zu fördern. Sie sind meines Erachtens eine wertvolle Ergänzung, aber kein Ersatz für sozialstaatliche Leistungen. Die Befriedigung existentieller Bedürfnisse darf nicht von der Zufälligkeit der Freiwilligkeit abhängen. Gesellschaftliche Verbindlichkeiten müssen die Individuen darin unterstützen, selber Verantwortung zu übernehmen.

Der Globalismus meint die monokausal-ökonomistische Weltmarktdominanz, die eine gewinnträchtige Konsumkultur anpeilt, die Welt als Spielcasino betrachtet und die Menschen primär nach der Kaufkraft beurteilt. Die Globalität beinhaltet hingegen - im Sinne einer weltgesellschaftlichen Orientierung - die Gesamtheit der sozialen Beziehungen. So betrachtet ist die Globalisierung mehr als ein Prozess wirtschaftlicher, gesellschaftlicher, politischer und kultureller Verflechtung. Sie kann und muss auch dazu beitragen, den weltweiten Ausgleich zu fördern.

5. Exkurs: Ferntourismus

Der Ferntourismus gilt seit den 1960er Jahren als Paradebeispiel für den Globalismus und als edelste Form der Entwicklungshilfe. Er fördere die Wirtschaft und die Völkerverständigung. Das sagen die einen. Andere betrachten den Ferntourismus als neue Form des Kolonialismus. Die je unterschiedlichen Argumentationen sind beständig, empirische Belege mangelhaft. Ich stelle die Debatte kurz vor, konzentriere mich auf wesentliche Konfliktbereiche und skizziere Ansätze, die - im Sinne der Globalität - ein besseres Verstehen des Fremden und des Eigenen ermöglichen.

Laut der Welt Tourismus Organisation (WTO 2002, 1f.) umfasst der Tourismus die Aktivitäten von Menschen, die, kürzer als ein Jahr, eine Urlaubs-, Geschäfts- oder sonstige Reise ausserhalb ihrer üblichen Umgebung unternehmen. Zwei Drittel der internationalen Gäste reisen, um Urlaub zu machen. Seit 1950 haben sich die internationalen Ankünfte auf über siebenhundert Millionen verdreissigfacht. Achtzig Prozent der grenzüberschreitenden Gäste kommen aus Europa und

Amerika, fünfzehn Prozent aus Ostasien und dem pazifischen Raum, fünf Prozent aus Afrika, dem nahen Osten und Südasien. Die Zahl der international Reisenden umfasst etwa vier Prozent der Weltbevölkerung. Die Zahl der Hotelzimmer hat sich während den 1990er-Jahren um fünfundzwanzig Prozent auf über fünfzehn Millionen erhöht. Die Erlöse aus Unterkunft, Essen, Unterhaltung und Touren sind zwischen 1975 und 2000 um fast vierzig Prozent auf rund fünfhundert Milliarden US-Dollar gestiegen. Vierzig Prozent der exportorientierten Dienstleistungen sind touristische. Das entspricht acht Prozent der Ausfuhren von Waren und Dienstleistungen. Der Tourismus übertrifft den Handel mit Lebensmitteln, Textilien und Chemikalien. In über achtzig Prozent der Länder gehört der Tourismus zu den fünf wichtigsten Exportkategorien. In fast vierzig Prozent der Länder ist er die führende Quelle für Deviseneinnahmen. Werden die indirekten Einnahmen aus dem Tourismus einbezogen, beträgt die gesamte Summe nahezu vier Billionen US-Dollar. Das sind elf Prozent des Welt-Bruttosozialproduktes. Damit ist der Tourismus zum weltweit grössten Wirtschaftszweig avanciert. Er kommt mit zweihundert Millionen Arbeitsplätzen auf acht Prozent der weltweiten Beschäftigung.

Die Konzentration der Weltwirtschaft zeigt sich im Tourismus am Beispiel der zehn Fluggesellschaften, die zwei Drittel der Gewinne aller Airlines verbuchen. (Arbeitskreis 2002, 7f.) Fünf Hotelketten bieten ferner vierzehn Prozent aller Hotelzimmer an. Vier europäische Reiseveranstalter organisieren die Aufenthalte von fünfzig Millionen Gästen. Ein Fünftel der Fernreisen führen in so genannte Entwicklungsländer. Die Welthandelsorganisationen haben im Jahr 2000 fünfhundert Millionen US-Dollar für die Tourismusförderung eingesetzt. Sie betrachten den Tourismus als Teil einer Strategie, die auf Exportförderung und Strukturanpassung abzielt.

Drei Argumentationen werden vorwiegend für eine Tourismusförderung in Entwicklungsregionen beansprucht, eine ökonomische, eine ökologische und eine soziokulturelle. Der Tourismus bringe den Beisten Devisen, er schaffe Arbeitsplätze und versorge neue Gebiete mit Infrastrukturanlagen. So lautet die ökonomische Argumentation. Die ökologische bezeichnet den Dienstleistungsbereich, zu dem der Tourismus gehört, im Vergleich mit der herkömmlichen Industrie als umweltfreundlicher. Der Tourismus führe beispielsweise vielerorts dazu, Abwassersysteme auszubauen. Nach der sozio-kulturellen Ar-

gumentation fördert der Tourismus die Kultur- und Völkerverständigung. Der Kontakt mit dem Fremden animiere dazu, traditionelle Leitbilder und eigene Rollen kritisch zu betrachten. Diese Argumente werden seit Jahren kontrovers diskutiert. Neu ist, dass wichtige Einwände, die ich im Folgenden erwähne, breiter abgestützt sind und auch über die Welt-Tourismus-Organisation kommuniziert werden.

Laut der Welt-Tourismus-Organisation (WTO 2002, ebd.) fließen über fünfzig Prozent der touristischen Einnahmen von Entwicklungsländern für private Gewinne, Werbeausgaben, importierte Güter und externe Fachleute in jene Destinationen zurück, aus denen die Reisenden kommen. Befinden sich die Hotels und die Fluggesellschaften vorwiegend in ausländischer Hand, sind es über achtzig Prozent der Reiseausgaben. Die ausländischen Investitionen und die höhere Kaufkraft der Gäste lassen die Inflationsrate sowie die Grundstück- und Lebensmittelpreise ansteigen. Sie erhöhen damit die Lebenshaltungskosten der Ansässigen. Übereinkommen über Investitionsmassnahmen verhindern konkrete Auflagen, vermehrt lokale Ressourcen zu nutzen. Ortsansässige Kleinbetriebe werden teilweise verdrängt. Internationale Unternehmen erhalten günstige Bedingungen bei den Steuern und Einfuhrzöllen. Soviel zu den Devisen.

Was die Anzahl Arbeitsplätze pro Hotelbett betrifft, weichen die vorliegenden Berechnungen stark voneinander ab. (Arbeitskreis ebd.) Bei den indirekten Wirkungen ist die tourismusbedingte Landflucht zu berücksichtigen. Sie führt in ländlichen Gebieten zu einem Verlust an Arbeitskräften. In Kenia wurden nomadisch lebende Masai vertrieben, um Safari-Lodges einzurichten. Einheimische Arbeitskräfte verdienen im touristischen Sektor oft weniger als Beschäftigte in andern Bereichen. Ein Problem stellen auch die rund zwanzig Millionen Kinder dar, die im Tourismus arbeiten.

Der Tourismus ist ein wenig regulierter Wirtschaftszweig und belastet die Umwelt stark. Er benötigt viel Petrol, Energie und Wasser. Dies auch in Gegenden, in denen Einheimische diese Ressourcen erlangen. Die Übernutzung der Wasservorräte für Hotels, Pools, Ziergrünanlagen und Golfplätze erwirkt das Absinken des Grundwasserspiegels. Neunzig Prozent der Fernreisen werden mit dem Flugzeug unternommen. Neunzig Prozent des touristischen Energieverbrauchs entfallen auf den Überflug.

Der Tourismus konzentriert sich auf Luxuszentren. Er führt den Gästen ausgewählte Ausschnitte vor Augen und beinhaltet die Gefahr, vorhandene Bilder und Vorurteile zu bestätigen. Aber das muss nicht sein. Bernd Oliver Schmidt (2001) geht in seiner Studie „Der Orient - Fantasia 1001 Nacht“ darauf ein, „wie Touristen Fremdes sehen und verstehen“. Er hat vom Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg aus Reisende aus Deutschland und Österreich eingeladen, Erlebnisse mit dem Fremden bildlich festzuhalten und schriftlich zu kommentieren. Wie die inhaltsanalytische Auswertung von sechshundert Einsendungen veranschaulicht, dokumentieren rund ein Drittel der Einsendungen einen verstehenden Ansatz. Sie stammen von Reisenden, die interessiert, gut informiert und auch in der Lage sind, ihre Erlebnisse relativ differenziert darzustellen.

Dass weniger vorbereitete Reisende teilweise eher positiv über ihre Erlebnisse berichten, mag mit deren Erwartung zusammenhängen, vorrangig Sand, Sonne und Meer zu suchen. Nebst „positiven Vorurteilen“ im Sinne verklärender Überhöhungen bestätigt Schmidt auch die Ergebnisse früherer Studien, die „negative Vorurteile“ in Form despektierlicher Missdeutungen nachweisen. Wie gross die Verlockung ist, eigene oberflächliche Erfahrungen zu verallgemeinern, zeigen auch Berichte über Bildungsreisende, die sich zwar sehr pointierte, aber wenig abgestützte Urteile über das zutrauen, was sie gesehen bzw. nicht gesehen haben. (Mäder 1990, 122) Weitere Berichte zeugen von einer Zurückhaltung, die eher Erkenntnisgewinne ermöglicht. Wenn bei Reisenden positive Effekte überwiegen, stellt sich gleichwohl die Frage, ob und inwiefern sie ihre Erfahrungen zu Lasten von Bereisten machen, die sich in touristischen Hochburgen zuweilen wie Fremde im eigenen Land fühlen.

Modernisierungstheorien (Nuscheler 1995, 298) attestieren dem Tourismus, traditionale Haltungen aufzubrechen und leistungsorientiert zu verändern. Er trage so dazu bei, gesellschaftliche Positionen über eigenes Verhalten (statt über Zuschreibung) zu definieren. Indem der Tourismus einen hohen Lebensstandard demonstriert, weckt er aber auch Bedürfnisse, die etliche Ansässige - zumindest mit legalen Mitteln - kaum befriedigen können, was Abwehr- und Rückzugseffekte verstärken kann. Die Wirkung hängt u.a. von der eigenen Ressourcenausstattung ab, wozu nebst dem ökonomischen Kapital auch

das kulturelle Kapital (Bildung) und das soziale Kapital (Beziehungen) zählen. Das gilt auch für die Reisenden, die, je nach eigener Voraussetzung, unterschiedlich auf Erfahrungen und Informationen reagieren.

„Islam verstehen“ heisst beispielsweise eine Broschüre des Starnberger Studienkreises für Tourismus (1997). Die Schrift ist vielseitig, gut aufgemacht und vermittelt wertvolle Hintergrundinformationen. Aber wer liest sie? Wohl eher Personen, die interessiert und bereits informiert sind. Wer gut vorbereitet reist, versteht jedenfalls Manches besser und verhält sich angemessener gegenüber den oft unfreiwillig Bereisten. Die konkreten Informationen mögen dazu beitragen, das Verstehen zu fördern und Vorurteile abzubauen. Reiseleiterinnen und Medienberichte können ebenfalls auf Hintergründe und Zusammenhänge aufmerksam machen, tragen aber auch dazu bei, Stereotypen zu verbreiten. Die Vorurteilsforschung befasst sich damit, wie sich diese erkennen lassen und welche Bedeutung hierbei der sinnlichen Wahrnehmung bei Begegnungen zukommt.

Allport legt in seinem klassischen Werk über „Die Natur des Vorurteils“ (1954) dar, wie wichtig Kontakte sind. Seine Kontakthypothese entstand nach dem Zweiten Weltkrieg. Sie bezieht sich auf die Verbesserung der Rassenbeziehungen. Die Annahme lautet, häufige Kontakte und gute Kenntnisse können Vorurteile auflösen. Allport bezieht dabei diverse Rahmenbedingungen ein, was zuweilen unterschlagen wird. (Jonas 2002, 129f.) Wesentlich sind nach seiner Auffassung die Bedingungen, unter denen die Kontakte stattfinden. Hilfreich sind möglichst enge Kooperationen und persönliche Kontakte.

Laut Adornos Werk über die „Autoritäre Persönlichkeit“ (1950) entspringen Vorurteile indes keinem Mangel an Kontakt (Jonas ebd.). Sie wurzeln vielmehr in der intra-psychischen Dynamik des Individuums, die es psychoanalytisch und sozialisationsbezogen zu deuten gilt. Weitere motivationspsychologische Betrachtungen (Rheinberg 2002) vermitteln gewiss wertvolle Hinweise zur Überwindung von Vorurteilen. Sie beziehen sich vorwiegend auf individuelle Möglichkeiten, die von beschränkter Reichweite sind. Auch neue Modernisierungstheorien betonen die Bedeutung von Haltungen. So gehe es heute vorwiegend darum, westliche Werte zu fördern, konstatiert Samuel P. Huntington (1996, 507), der zwischen dem Islam und dem

Westen eine gegensätzliche Wesensverschiedenheit ortet, die ihr Konfliktpotenzial in Zukunft weiter entfalten werde.

Münkler und Ladwig (1997, 8f.) streben bezüglich der Kontroverse zwischen Allport und Adorno keine Synthese an, führen aber eine wichtige Differenzierung ein. Sie unterscheiden die soziale Fremdheit von der kulturellen. Die soziale Fremdheit impliziert die (ausgrenzende) Nichtzugehörigkeit und erfordert eine umfassende, strukturell wirksame Inklusion. Mit der kulturellen Fremdheit ist hingegen bloss eine Unvertrautheit gemeint, die sich viel einfacher durch Lernen und Gewohnheit überwinden lässt.

Was die strukturelle Ausrichtung des Tourismus betrifft, hoffen ältere modernisierungstheoretische Ansätze auf eine verstärkte Integration südlicher Länder in den Weltmarkt. Der Reichtum der schwerpunktmässig geförderten Zentren sickere allmählich ins „Hinterland“ durch und gereiche so breiten Bevölkerungsteilen zum Vorteil. Nach dependenztheoretischen Ansätzen fördert der marktwirtschaftliche Einbezug der Entwicklungsländer in den Welthandel jedoch eher Tendenzen der Desintegration. Es gelte daher einseitige Abhängigkeiten zu mindern, die eigenen Produktivkräfte zu entfalten und die Produktions- bzw. Exportstruktur zu diversifizieren.

Wirtschaftliche Eigenständigkeit wird nach diesem Ansatz auch als Voraussetzung für eine Kulturverständigung betrachtet, die möglichst egalitär konzipiert ist. Der implizierte selektive Austausch zu gemeinsam vereinbarten Konditionen sieht einen Tourismus vor, der Teil einer aufgefächerten Wirtschaftsstruktur ist, regional vorhandene Ressourcen nutzt und durch Einrichtungen der bereisten Destinationen bestimmt wird. Diese Konzeption grenzt sich auch von der Position einer Dissoziation ab, die den Modellen des liberalisierten Weltmarkts und der selektiven Integration im Sinne einer Neuen Weltwirtschaftsordnung das Konzept einer weitgehenden Abkoppelung vom Weltmarkt entgegen hält, das eine Tourismusförderung erst für einen späteren Zeitpunkt vorsieht, wenn die Produktivkräfte eigenständig weiter entwickelt sein sollten.

Zusammengefasst: Der Tourismus ist zum weltweit grössten Wirtschaftszweig avanciert. Er bringt Menschen mit unterschiedlichem kulturellem Hintergrund zusammen. Das könnte eine Chance sein. Je nach persönlicher Voraussetzung und nach der Bereitschaft, Neues zu erfahren und eigene Interpretationsmuster infrage zu stellen, wird sie

mehr oder weniger genutzt. Oft überwiegt jedoch das Konfliktive, oft prallen das Fremde und das Eigene ohne Erkenntnisgewinn aufeinander. Auch dort, wo viel guter Wille zur Verständigung vorhanden ist, findet sich nicht immer ein Weg. Dies vor allem deshalb, weil die strukturellen Bedingungen sehr verschieden und einseitig ausgeprägt sind.

Das touristische Wachstum kennzeichnet eine globale Entwicklung, die zwar den internationalen politischen, sozialen und kulturellen Austausch impliziert, aber einseitig wirtschaftlich geprägt ist, vorwiegend Regionen mit Standortvorteilen bevorzugt, zwei Drittel der Erdbevölkerung weitgehend unberücksichtigt lässt und teilweise sogar direkt benachteiligt. Das macht die zwischenmenschliche Verständigung schwierig. Gewiss gibt es spezifische Chancen der interpersonalen Verständigung, die sich subjektiv beeinflussen lassen. Aber die sozialstrukturellen Voraussetzungen werden oft ignoriert. Sie sind mindestens ebenso wichtig wie gesellschaftliche und individuelle Dispositionen, wobei stets zu fragen ist, wie kulturell das geprägt ist, was wir als natürlich erleben.

Die Konfrontation zwischen dem Eigenen und dem Fremdem lässt sich weder individualisieren, noch kulturalisieren. Sie ergibt sich primär weder aus mangelnder persönlicher Höflichkeit, noch aus der Existenz kultureller Differenz bzw. fehlender Kenntnis über das Fremde. Die globalen und sozialen Ungleichheiten sind ein grosses Hindernis, Fremdes zu verstehen. Die soziale Kluft spaltet das Eigene und das Fremde in der eigenen Gesellschaft; sie reproduziert sich zwischen den Gesellschaften und vergrössert sich bei Kontakten zwischen Privilegierten und Unterprivilegierten mit unterschiedlichem kulturellem Hintergrund.

Das Eigene und das Fremde sind keine festen Kategorien. Sie werden je nach historischen, sozialstrukturellen, kulturellen, milieu- und persönlichkeitspezifischen Bedingungen wahrgenommen, konstruiert, instrumentalisiert oder diktiert. Die Definition des Eigenen und des Fremden unterliegt auch konkreten Interessen. In stark vertikal geschichteten Gesellschaften kann die Angst vor dem stereotypisierten Fremden dazu dienen, vorhandene Machtgefälle zu verdecken und zu stabilisieren. Ich betrachte den sozialen Ausgleich als wichtige Voraussetzung, um besser verstehen zu können, was das Eigene und das Fremde ausmacht. Wichtig sind ferner die Wahrnehmung kon-

textueller Prägungen und die von Adorno (ebd.) angeregte Bereitschaft, sich mit eigenen innerpsychischen Dynamiken auseinander zu setzen. Konflikte lassen sich als wichtige Erkenntnisquelle und als eine Kraft nutzen, die den gesellschaftlichen Zusammenhalt fördern kann, ohne andere auszugrenzen. Dabei gilt es Abstand von alten Identitätskonzepten zu halten, die unter sozialstrukturell relativ homogenen Wachstumsbedingungen entstanden sind und Identität als eine möglichst kongruente Übereinstimmung von Anspruch und Wirklichkeit betrachten. In pluralistischen Gesellschaften erfordern neue Identitäten vielmehr die Fähigkeit, Ambivalenzen zuzulassen, ohne dabei in eine postmoderne Beliebigkeit abzudriften.

Literatur

- Arbeitskreis Tourismus & Entwicklung (2002), FernWeh, Freiburg i. Br. und Basel.
- Beck, Ulrich, Hg. (1998a), Politik der Globalisierung, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich, Hg. (1998b), Perspektiven der Weltgesellschaft, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (1997), Was ist Globalisierung? Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1997), Das Elend der Welt, édition discours, Konstanz: Universitätsverlag (Orig. 1993).
- Dahrendorf, Ralf (1998), Anmerkungen zur Globalisierung", in: Ulrich Beck, Perspektiven der Weltgesellschaft, Frankfurt a. M., S. 41-55.
- Habermas, Jürgen (1998), Die postnationale Konstellation, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Heuser, Uwe Jean (2003), Die Wandlung des Jeffrey Sachs, in: Die Zeit vom 11.09.2003, S. 25-26.
- Huntington, Samuel P. (1997), Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert, Konstanz (Orig. 1996).
- Jonas, Klaus (2002), Die Kontakthypothese: Abbau von Vorurteilen durch Kontakte mit Fremden?, Paper o.A..
- Launer, Ekkehard (2001), Globalisierung, Göttingen: Lamuv.
- Mäder, Ueli (1999), Für eine solidarische Gesellschaft, Zürich: rpv.
- Mäder, Ueli (1990), Vom Kolonialismus zum Tourismus, 3. Aufl., Zürich: rpv.
- Mäder, Ueli/Streuli, Elsa (2002), Reichtum in der Schweiz, Zürich: rpv.
- McGrew, Anthony (1998), Demokratie ohne Grenzen?, in: Ulrich Beck, Politik der Globalisierung, Frankfurt a. M., S. 374-423.
- Münkler, Herfried/Ladwig, Bernd, Hg., Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit, Berlin.
- Nassehi, Armin (1995), Der Fremde als Vertrauter. Soziologische Betrachtungen zur Konstruktion von Identitäten und Differenzen, in: KZfSS, 47 Jg., Opladen, S. 443-463.
- Nuscheler, Franz (1995), Lern- und Arbeitsbuch Entwicklungspolitik, Bonn.
- Rheinberg, Falko (1995), Motivation, 4. Aufl., Stuttgart: Kohlhammer.
- Schmidt, Bernd Oliver (2001), Der Orient - Fantasia 1001 Nacht - Wie Touristen Fremdes sehen und verstehen, Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg, Studienkreis für Tourismus und Entwicklung, Ammerland.
- Sax, Anna/Haber, Peter/Wiener, Daniel (1997), Das Existenz-Maximum, Zürich: Werd Verlag.
- Sennett, Richard (1998), Der flexible Mensch: Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin: Berlin Verlag.
- Strahm, Rudolf (2003), Der wilde Welthandel, Work-Dossier, Zürich, 30.5.2003.
- Stükelberger, Christoph (1998), Fairer Handel mit Kapital, Bern: Brot für alle.

Simmel, Georg, Exkurs über den Fremden, in: ders., Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Gesamtausgabe, Bd. 11, Frankfurt a.M., S. 764-771.

Strahm, Rudolf, Der wilde Welthandel, Work-Dossier, Zürich, 30.5.2003, S. 9.

Studienkreis für Tourismus und Entwicklung (1997), Islam verstehen, Sympathiemagazin, Ammerland.

UNDP (1998), Bericht über die menschliche Entwicklung, UNO-Verlag, Bonn.

WTO - World Tourism Organization (2002), Statistics & Economics, Madrid.